

(Nachdruck verboten.)

22]

## Neu-Karthago.

Roman von Georges Cehoud.

Eine wahre Gottesgeißel ist das Lumpenpack für uns Seelente!“ polterte er. „Die Banditen haben mich oft genug was Rechtshaffenes zusammenfluchen lassen! Wenn die erst einmal wie eine Herde schwimmender Fische das Deck überschwemmten, dann wußte man sich vor ihren zudringlichen Verführungskünsten kaum zu retten. Nun, ich war damals zu sehr in Siska verschossen, um auf ihre Teufelskünste hereinzufallen. Ich ließ mir wohl ihre Preislisten und Muster aufschwagen, aber das war auch alles. Ich hätte mich schön gehütet, Lohn und Gesundheit ihren schmutzigen Händen anzuvertrauen. Aber trotzdem war ich immer heilsfroh, wenn ich auf ihre Köder nicht angebissen hatte und erst glücklich wieder auf dem Lande war. Ich sage Ihnen, Herr Laurent, diese „Nummers“ sind rechte Helfershelfer des Teufels!“

Vincent Tilbak hätte nun freilich bemerken können, daß Laurent, weit entfernt seine Abneigung zu theilen, die jungen „Nummers“ mit gar nicht unfreundlichen Blicken betrachtete. Da eines Tages vergaß er sich sogar so weit, seinem Führer zu eröffnen, daß er bei sich eine gewisse Seelenverwandtschaft mit diesen anrüchigen Gesellen entdeckt hätte. Der rechtshaffene Tilbak hatte bei diesem überraschenden Geständniß indessen ein solch verdunkeltes Gesicht gemacht, daß Laurent, der sofort erkannte, daß er einen rechten Schnitzer gemacht hatte, die Sache als Scherz hinzustellen suchte. Die Neigung für alles Unregelmäßige und der Ordnung Widerstrebende herrschte nun einmal bei ihm vor. Aus dieser Neigung entsprangen auch, ohne daß er sich davon Rechenschaft zu geben wußte, seine unklaren Triebe, die herzbelemmende Angst, und die Mitleidsregungen, die angeht die „Steinernen Mühle“, der Zustuchsstätte aller, die im Leben Schiffbruch gelitten hatten, auf ihn einstürzten. —

Das an Arbeit und heilsamer Ablenkung reiche Leben, das er in Gemeinschaft braver Burschen vom Schläge der Jan Dingerhout führte, die Freundschaft mit Vincent und Siska, vor allem aber der gesunde Einfluß, den der Verkehr mit Henriette auf ihn ausübte, hinderten die Krankheitskeime, die in ihm schlummerten, sich kräftiger zu entwickeln. Laurent war jetzt bei den Tilbaks ein ständiger Gast. Zwischen ihm und Henriette knüpfte sich bald das Band geschwisterlicher Vertraulichkeit. Nie hatte er einem weiblichen Wesen gegenüber ein solches Gefühl des Wohlseins und freier Ungezwungenheit empfunden. Ihm war es oft, als wären sie schon seit Jahren bekannt, als wären sie miteinander aufgewachsen. Am Abend half Laurent Bierket und Luise bei den Schularbeiten. Die ältere Schwester hantierte geschäftig in der Wirthschaft und bewunderte die wissenschaftlichen Kenntnisse des jungen Mannes. Nach dem Abendessen las er der Familie vor oder behandelte in anziehendem Plauderton irgend eine interessante Frage. Henriette hörte mit glühender Inbrunst zu, ohne sich indessen eines gewissen Unbehagens erwehren zu können. Wenn er auf die Zustände der modernen Gesellschaft und die Noth der Menschheit zu sprechen kam, klang dem jungen Mädchen vor allem der bittere Ton seiner Worte ins Ohr, der sie mehr erregte, als der eigentliche Inhalt seiner Reden. Mit dem vorahnenden Instinkt des liebenden Weibes erkannte Henriette den tief wurzelnden Leidenszustand und den inneren Zwiespalt dieser komplizierten Natur, und je heftiger sich Laurent's Mitleid mit den Armen und Elenden äußerte, desto herzlicher kam sie ihm entgegen in der Erkenntniß, daß unter allen Unglücklichen dieser da der werthvollsten Nächstenliebe am dringendsten bedürfte.

In ihrer Nähe verloren seine Anschauungen übrigens nach und nach ihre ägende Schärfe. Unter der fürsorglichen Milderherzigkeit, die aus diesen großen blauen Augen leuchtete, kam ihm nur noch die wohlthige Behaglichkeit der Gegenwart, die liebe Umgebung und die heitere Seite des Lebens zum Bewußtsein.

### XIV.

Door Bergmans wollte seinen Augen nicht trauen, als er eines Tages beim Passiren der Quaistraßen den jungen

Rechnungsführer zu Gesicht bekam. „Ach, Unsinn, das ist ja nicht möglich,“ dachte er und setzte seinen Weg fort. Aber die Neugierde ließ ihn bald wieder umkehren. Nein, ein Irrthum war ganz ausgeschlossen! Door zweifelte nicht länger, Laurent Paridael vor sich zu haben und ging mit ausgestreckten Händen auf ihn zu.

Laurent, der gerade mit einer Ladung Reissballen, deren Verfrachtung die „Amerika“ übernommen hatte, beschäftigt war, hatte diese unverhoffte Begegnung anfangs außer Fassung gebracht, daß er nahe daran war, sich zu drücken, aber durch Door's herzlichem Entgegenkommen gewonnen, fand auch er bald wieder den alten Ton gemüthlicher Vertraulichkeit. Laurent hatte seine Arbeit einen Augenblick im Stich gelassen und ging mit seinem Freunde plaudernd auf und ab. Bergmans machte sich weiblich über den sonderbaren Einfall, bei einer „Nation“ als Buchhalter einzutreten, lustig und stellte seinem jungen Freunde unverweilt das Anerbieten, ihm in seinen Büreaux eine Stelle zu geben, die seinen Kenntnissen und seiner Erziehung würdiger wäre. Zur nicht geringen Ueberraschung Bergmans lehnte Laurent das Anerbieten indessen rundweg ab. Er erging sich des weiteren in so aufrichtigen Lobpreisungen seines derzeitigen Berufs und machte so viel Rühmens über seine neuen Genossen, daß Bergmans gar nicht weiter in ihn drang. Siska's geschah in ihrer Unterhaltung keine Erwähnung, und Laurent verabschiedete sich von Bergmans mit dem Versprechen, öfter mit ihm, Marbol und Bybeloy zusammenzutreffen.

Der Maler Marbol, ein hageres, nervöses Kerlchen, verbarg hinter der blutlosen Physiognomie tränklicher Hinsinnlichkeit eine ungewöhnliche Willenskraft und zähe Beharrlichkeit. Seit etwa zwei Jahren hatte er sich durch seine Bilder, in denen er das wirkliche Leben in seiner ganzen ungeführten Naturwahrheit zur Darstellung brachte, ein gewisses Ansehen erworben. In der blühenden Kunststadt von ehedem, die heute nur Sudler und Atelierkoloristen beherbergt, war er der einzige, der das Meinair, die Straße, die Lokalfarbe und den Lokaltone seinen Zwecken dienstbar zu machen begann. Sein Aufsehen erregender, just einen Tag vor der Preisvertheilung erfolgter Austritt aus der von Leniers und den urgesunden Naturalisten des 17. Jahrhunderts begründeten Malerakademie, die unter der Leitung manierirter Mäghenmacher, Leuten, die als Maler ebenso jaghaft wie als Lehrer unduldsam sind, zu Grunde gerichtet wurde, hatte ihm die Feindschaft der offiziellen Kunstlique, der Händler, der Käufer, der Kritiker und all der Mächtigen zugezogen, deren Wohlwollen der Künstler sein Brot und seine Berühmtheit verdankt.

Antwerpen malen, sein eigenes Leben, seinen Gasen, seinen Fluß, seine pausbackigen drallen Kinder, die einst Rubens für werth und würdig hielt seinen Götterhimmel zu bevölkern, all dieses prächtige Menschenvolk in seinem Milieu mit der gewissenhaften Sorge eines für jede charakteristische Einzelheit helläugigen Beobachters auf die Leinwand zu bannen, das war ein Programm, das eine überreiche Fülle von malerischen Vorwürfen bot. Die Händler und die Käufer, die sich einzig für Puppen und angezogene Marionetten zu erwärmen vermochten, sahen in solch thörichtem Beginnen freilich nur die That eines Narren und überspannten Draufgängers. Ein Marbol'sches Bild, das für eine ausländische Gemälde-Ausstellung bestimmt, vor der Versendung dem kritischen Urtheil der heimischen Kunstkenner unterbreitet wurde, erregte bei diesen nur unbändige Heiterkeit, ironische Beileidsbezeugungen oder verächtliches Schweigen. Das Bild nannte sich „Gasenarbeiter bei der Mittagsruhe“. Auf einem abgESPANNTEN Kollwagen hielten drei Arbeiter ihre Mittagsschläfchen. Der eine lag auf dem Rücken, die Beine waren leicht nach außen gestreckt, der müde Kopf war zwischen den hinter dem Nacken vereinigten Händen gebettet; das sonnenverbrannte Gesicht zeigte den starren Ausdruck schlaftrunkener Lethargie, und zwischen den halbgeschlossenen Augenlidern wurden die schwarzen, verschleierte Pupillen sichtbar. Die beiden anderen streckten sich platt auf dem Bauche aus. Die schmierigen, prallstehenden Arbeits-hosen ließen die mächtigen Schenkel in ihrer ganzen Fülle hervortreten und zeichneten die Körperlinien scharf ab. Der Beschauer sah von den Kerlen, die ihm



den Rücken zulehrten, nur den haarigen Hinterkopf, der in den aufgestützten Händen ruhte, die abstehenden Ohren und den Stiernacken der Niesen, die trammberloren nach dem Wasserpiegel des Hafens blickten, der durch den Mastenwald hindurchschimmerte.

Das in Entwurf und Ausführung kühne Bild machte in Paris gewaltiges Aufsehen und führte einen Ateklerrkrieg herbei, wie man ihn gleich heftig seit Jahren nicht erlebt hatte. Marbol erwartete sich ebenso viel Bewunderer wie Widerfacher, was immer ein gutes Zeichen ist. Einer der größten Bilderhändler der Chaussee d'Antin hatte das Gemälde angekauft, was in Antwerpen nicht geringes Staunen und Mißvergnügen erregte. Ein sonderbarer Einfall, sich die Porträts von drei schmierigen, zerklümpelten, schlecht raffirten und durch unanständige Körperfülle den Geschmack beleidigenden Arbeitern auf den Hals zu laden! Als Ausdruck des ganzen Maßes seiner Entrüstung hatte Herr Dupoißy geschrieben, daß von dem Bilde der Duff von Schweiß, sauren Heringen und Zwiebeln, kurz alle übelriechenden Dünste des Pöbel ausgehen.

An der neuen Pariser Ausstellung betheiligte sich Marbol mit einem nicht weniger kühnen Bilde, wofür ihm das Preisgericht zur großen Bestürzung des Troffes der Neider und Leiserreter die große goldene Medaille zuerkaunte.

Wenn auch die Bonzen der Malerei dem jungen Neuerer gegenüber in ihrer übelwollenden Haltung verharren, so gaben seine Erfolge, die sich bald darauf in München, Wien und London erneuerten, den Sammlern und Bilderliebhabern der großen Gesellschaft zu denken. Das Todtschweigen half nicht über die Erkenntniß hinweg, daß Marbol im besten Zuge war, ein berühmter Mann zu werden. Wenn er als Beweismittel seiner Bedeutung nur die ideellen Zeichen des Ruhmes, die Zeitungsartikel und den Beifall der Hungerleider und Schwarmgeister, deren Meinung nicht zählt, gehabt hätte, hätte das die praktischen Leute gewiß nicht abgehalten, auch fernerhin die Achseln zu zucken und den unbequemen Störenfried mit einem geringschätzigen Wort abzuthun; aber von dem Augenblick an, wo er, wie sie selbst mit Goldstücken zu klumpen begann, bekam seine Angelegenheit ein ganz anderes Gesicht.

„Ja, ja, der Bursche versteht sein Handwerk, das muß ihm der Neid lassen! Man kann zwar seine Bilder nicht gut im Hause haben, wenigstens nicht in einem Salon, der auch den Damen zugänglich ist, aber ein geschickter Kerl ist er einmal und ein Schlauberger obendrein. . . . Der Plan war gar nicht so übel ausgedacht. . . . Daß er Sachen verbriecht, die man kaum mit der Feuerzange aufzuheben wagt, thut nicht eben viel zur Sache. Wir empfangen ja auch in unseren Salons den braven Banderzeepen, da jeder weiß, daß sich der Biedermann durch die Klebserei an die zweihundert Häuser, sein Palais an der Place de Meir, sein Schloß in Dorsbeef und Gott weiß was sonst noch verdient hat. Wie Banderzeepen ist es auch Marbol gelungen, den Stein der Weisen zu finden und das Geheimniß zu entdecken, aus Dreck Gold zu machen!“

Das Vorurtheil gegen Marbol schwand immer mehr. Die Fürsten der Finanzwelt begannen den Geächteten und Ausfägigen von ehemals der Ehre des Grufes zu würdigen, ja sie wagten selbst seinen Namen vor den kaislichen Ohren ihrer Gemahlinnen auszusprechen, was wenige Monate früher als Zeichen grober Unschicklichkeit gegolten hätte. Und da man seine „Revolutionmalerei“ nicht gut loben konnte, rühmte man dafür um so beredter die Geschicklichkeit und die kaufmännischen Fähigkeiten dieses Marbol, der es fertig bekommen hatte, Pariser Kunstproben, zerstreungsklüsternen Jankees und spleenigen Engländern, die bekanntermaßen auf solche Ungeheuerlichkeiten veressen sind, seine widerwärtigen Pinselereien anzuhängen.

Der Musiker Kombaunt de Bybeloh, Door Bergman's anderer Freund, erinnerte mit seiner hohen Figur, seinem gedrungenen Körperbau, seiner Löwenmähne und vollblütigen Art an die Gestalt des Göttervaters in Jordaens' „Jupiter und Merkur bei Philemon und Baucis“. Wenn auch gerade kein Heide, so war dieser Brabanter doch mindestens ein echter und rechter Renaissancemann, der das christliche Orationarium des alten Vach im pantheistischen Geiste umgestaltet hatte.

Die feurig-leidenschaftliche und von Grund aus plastische Kunst Bybeloh's mußte auf Laurent Paridael tieferen Eindruck machen als Marbol's Malerei, die wohl kühn in der Tendenz, aber in der Ausführung etwas unbestimmt und

küßl und, wie er später immer mehr erkannte, nicht genug schwungvoll war.

Die festlichen Veranstaltungen, durch die Antwerpen in diesem Jahre den dreihundertjährigen Geburtstag Rubens feierte, eröffnete eine Kantate von Kombaunt de Bybeloh, die heute Abend auf der Place Verte im Freien aufgeführt wurde. Laurent verfehlte nicht, sich zu dem feierlichen Akt rechtzeitig einzustellen. (Fortsetzung folgt.)

## Neue Romane.

„Die Wirklichkeit ist doch manchmal die reine Birch-Pfeiffer!“ läßt Wilhelm Hegeler den Helden seines „fröhlichen“ Romans „Neck's Millionen“ (Verlag F. Fontane u. Co., Berlin 1899) ausrufen. Das ist eine Art Selbstkritik, in derselben lachenden, unbekümmerten Weise vorgetragen, wie die ganze Erzählung. Alle gehen und kommen, wie man sie gerade braucht; die Wirklichkeit löst ja in der That manchmal solch' gefälligen Wis. Es wird keinem Leser einfallen, mit dem Verfasser darüber zu streiten, ob diese Wirklichkeit jedesmal auch die Wahrscheinlichkeit für sich hat; es ist in jedem Falle viel vergnüglicher, die Dinge so zu nehmen, wie sie dargelegt werden.

Auf die Darstellung der Einzelheiten hat Hegeler, ein vorzüglicher Beobachter, viel Fleiß verwandt; was fehlt, ist der Blick für das Ganze, der über den Theilen nicht das Gesammte vergißt. Jede Person wird in verschiedenen Verhältnissen, verschiedenen Stimmungen vorgeführt; aber niemals entwickelt sich die Person zur Persönlichkeit. Es sind Charakterstudien, mit stüchtiger, wenn auch trefflicherer Hand hingeworfen; das Bild, in das die einzelnen Studien eingehen sollten, bleibt man uns schuldig. Noch fühlbarer wird der Mangel an bewußter Einheitlichkeit bei der Handlung des Romans. Nicht nur die Personen, auch die Ereignisse stehen im Dienste einer „birch-pfeifferischen“ Wirklichkeit. Wären die gewaltsamen, herbeigezogenen Elemente kunstvoll mit einander verbunden, so wäre ja der Fehler zum gut Theil ausgeglichen; sie sind aber nur lose aneinander gefügt.

Freilich, das Bindeglied entschädigt für manches: der gute Humor, der in dem Buche steckt, hilft nicht nur den Dichter weiter, wenn er keinen folgerichtigen Weg mehr weiß, er nimmt auch den Leser mit, wenn der auch etwas weniger sorglos als der Verfasser sich dem Führer anvertraut. Viel Geist und Wis ist eigentlich nicht zu finden; dafür aber genug behagliche Komik. Wie ein junges Mädchen, ihren Reichthum nicht ahnend, plötzlich über Millionen verfügt und dadurch den geliebten Mann verliert, um ihn zum Schluß doch zu kriegen, das ist so gemüthlich und lustig erzählt, daß man am Ende doch ganz froh ist, wenn die Geschichte einen guten Ausgang nimmt: ein bißchen mehr psychologische Vertiefung, und der fröhliche Roman würde zu einem tieftraurigen. Ende gut, alles gut! Das gilt in jedem Sinne für den neuesten Roman Hegeler's.

Nicht so ganz will sich mit der hausbackenen Wirklichkeit Klaus Nittling in seinem Roman „Sanitätsrath's Tärkin“ (im selben Verlag erschienen) zufrieden geben. Er möchte noch gern etwas Phantastisches, Fremdartiges hineinbringen; darum läßt er einen kleinstädtischen Sanitätsrath seine in Konstantinopel geborene und erzogene Nichte in seinen mecklenburgischen Heimathsort nehmen; aus der Gegenüberstellung des Alltäglichen und des Besonderen sollen hier die Konflikte geschöpft werden, um dann in einer Liebesheirat ihre Versöhnung zu finden. Leider ist es mit der Phantasie eine eigene Sache: man muß sie haben, nicht erst ausklügeln. Daran scheitert auch der gut ausgedachte Plan des Verfassers. Wenn jemand laut Tauffchein in Konstantinopel geboren ist, kann er noch immer dem deutschen Spießbürgerthum ebenso gut angehören, wie irgend ein Bewohner eines beliebigen Provinznestes. Es sind also nicht einmal die Vorbedingungen des Konflikts gegeben; dazu kommt noch die äußerst mangelhafte psychologische Kunst des Verfassers, der nicht die Kraft und den Muth hat, seine, wenn auch nur vorgetäuschten Konflikte streng durchzuführen. Auch seine Schilderungen sind matt und farblos. Es fehlt ihm die Liebe zu den dargestellten Verhältnissen und der Humor, der ihn darüber hinaushebt. Im ganzen ein Roman, sehr geeignet für ein provinzielles „Illustrirtes Journal“; es braucht wahrlich nicht zu fürchten, seine Leser damit aus ihrer beschaulichen Ruhe aufzuschrecken.

Ganz modern giebt sich der in gleichen Verlage erschienene Roman „Henny Hurräh!“ von Ernst Clausen. Das glänzende Glend der Offiziersfamilien soll hier geschildert werden. Den Mütterchen werden einige Rathschläge für die Erziehung ihrer Kinder gegeben, sie doch etwas lernen zu lassen, was, wie der Verfasser versichert, nicht ganz „standesgemäß“ ist, und schließlich verbeugen sich alle hochachtungsvoll vor einem bürgerlichen Demofraten, der rücksichtslos Arbeiterinteressen vertritt: „in nationaler Hinsicht bin ich kein Demokrat“, sagt dieser sonderbare Schwärmer. Da er außerdem viel Geld hat, begreift sich sehr wohl die Achtung, die ihm abgetaeltete Soldatenfamilien entgegenbringen. Im Ernst gesprochen, dieses Liebäugeln mit sozialistischen — man verzeihe den harten Ausdruck — Ideen ist einfach unausstehlich; der Roman, dem so ziemlich alle guten Eigenschaften der alten und neuen Romanteknik abgehen, wird dadurch nur noch abgeschmackter. Um nur eines hervorzuheben: wenn die lafettenmüden Offiziere nicht mehr Wis und Verstand aufbringen, als die geschiedtesten



Personen in diesem Roman davon besitzen, steht es mit ihrer Verwendbarkeit in einem bürgerlichen Berufe windig aus; sogar zum Wüchterschreiben reicht es offenbar nicht hin. — phil.

## Kleines Feuilleton.

— Ein altes kommunistisches Recht im Kanton Graubünden. Als eines der schönsten Alpenhöfer der Schweiz, schreibt der „Ect. Gall. Stadt-Anz.“, ist das bündnerische Vordererheintal bekannt; es ist reich an Eigenthümlichkeiten der Natur, und auch seine Institutionen sind besonderer, charakteristischer Art. Dazu gehört das Recht des Weidgangs, wie es im Vordererheintal und auch in anderen Bündner Thälern noch existirt. Es besteht darin, daß der Unbemittelte im Frühling und im Herbst sein Schmalvieh auf die Weide des begüterten Nachbarn treiben darf, daß in den Frühling- und Herbstmonaten das Privateigenthum an Weiden und Wiesen quasi aufgehoben wird, die Pflaume eingegriffen werden müssen, welche das Gut des wohlhabenden Bauern von demjenigen des mittellosen trennen. Wiesen und Felder werden wieder zur Almend, auf welcher das Vieh des Reichen neben demjenigen des Armen weidet. Das Volk hält an dem angestammten Recht fest mit der Zähigkeit des Bergbewohners. Die Versuche, welche seitens des Großgrundbesitzes zur Abschaffung desselben unternommen wurden, sind sämmtlich mißglückt. Auf dieser Seite behauptete man: infolge der Freiheit, welche den Kleinbauern gestatte, seine Schweine auf allen Gütern der Gemeinde weiden zu lassen, werde der Graswuchs zerstört und die ungehindert herumlaufenden Ziegen vernichten die Wälder. Die Bauern gaben sich nicht mehr die Mühe, ihre Wiesen und Felder gehörig zu besorgen; sie lungerten in den elenden Dörfern müßig herum. Da dem Kleinvieh vor dem Großvieh der Vortritt gelassen sei, freffe jenes diesem alles weg. Im Frühling verwüsten Schafe und Ziegen den jungen Graswuchs, so daß die Frucht der Wiese und des Feldes nie recht aufzukommen vermöge.

Das war vor Jahren. Aber nichts von alledem ist eingetroffen. Wer das Vordererheintal hinaufzieht, wird vergebens nach den Verwüstungen ausschauen, welche der Rest von Kommunismus aus dem Mittelalter verursachen soll. Der Wahrheit gemäß bezeugt Professor Dr. Platter, daß auf den Wiesen das herrlichste, feinste Gras wächst, und die Aecker bis nach Chiamutt hinauf, dem höchsten Dorfe der Schweiz, mit prachtvollen, schweren Aehren bestanden sind. Das Volk wohnt in einfachen, aber sauberen Hütten; rothe und weiße Nelken blühen vor den Fenstern. Müßten die Vordererheintäler ihr Vieh das ganze Jahr in den Dorfställen halten, so wäre der Heuertrag allerdings vielleicht etwas ergiebiger, ob besser ist eine zweite Frage; die Leute aber könnten ihr Vieh nicht mehr halten, die Alpen würden bloß noch von den Rucmelthieren und die Maitensähe von den Hasen bevölkert. Graubündens Wälder gehören zu den schönsten im Schweizerlande, und der Schaden, welcher ihnen f. B. durch die Geldgier der Eigenhümer zugefügt wurde, steht in seinem Vergleich zu den unbedeutenden Schädigungen, welche infolge des Weidgangs der Ziegen entstehen. Volkswirtschaftlich ist das Recht des Weidgangs für die Kleinbauern gleichbedeutend mit der Erhaltung ihrer Selbstständigkeit. Würde dasselbe aufgehoben, so müßte wohl der größte Theil der Bauern des Vordererheintals auf die selbständige Existenz Verzicht leisten und sich als Knecht an die paar Großgrundbesitzer verbinden. Das kleine Stück Boden allein könnte die paar Ziegen oder Schafe des kleinen Mannes nicht allein ernähren; hebt man den freien Weidgang auf, so tritt eine ausgedehnte Proletarisierung der ländlichen Bevölkerung ein. —

### Literarisches.

— Literarisches aus Japan. Seit dreißig Jahren lesen die Japaner ungeheuer viel, und die Lektüre hat ihre ganze geistige Bildung umgestaltet. Berühmte ausländische Werke der schönen Literatur sind übertragen worden, und zwar die allerlängsten und schwierigsten: die „Misérables“ von Viktor Hugo, „Wilhelm Meister“, „Pensées“ von La Fontaine und Hauptwerke von Dickens. Die verbreitetsten modernen Autoren Europas sind jedoch in Japan noch gänzlich unbekannt, z. B. Zola, Tolstoi u. s. w. Die einheimischen Schriftsteller, die sehr wenig verdienen, etwa 60 M. für einen Roman von 300 Seiten, werden nur vom Volke gelesen. Diese Schriftsteller spielen nur auf die niederen Reigungen, erzählen die banalen Liebesgeschichten der „Geisha's“, Mord und Todtschläge und die abscheulichsten Greuelthaten werden so dargestellt, als ob sie in Japan das Alltägliche, Amüsanteste wären. Nie versteht ein Autor, Seelenstimmungen zu schildern oder seine Helden poetisch zu gestalten. Der gebildete Japaner hält das Romanelesen für ein Zeichen von geistiger Inferiorität. Dafür findet er reichliche Entschädigung an wissenschaftlichen Werken, Essays u. dgl., die er am meisten bevorzugt. Spencer, Schopenhauer, Kant, Hegel, Nietzsche sind in guten Uebersetzungen vorhanden. Die Werke Pasteur's, Willroth's u. a. m. sind weit verbreitet. Unter den wissenschaftlichen Revuen nehmen „Taisho“ (Comé), „Taisho Bangota“ (nationale Literatur), „Nipponia“ (Japaner) die erste Stelle ein und behandeln alle interessanten Thematika des wissenschaftlichen und literarischen Gebiets. Im Jahre 1896 wurden nach einer Mittheilung der Zeitschrift „Aus fremden Zungen“ in Japan 26 965 Bände veröffentlicht; davon machten die Romane nur 462 Bände aus, während die schönen Künste 3000 Bände umfaßten. —

### Kunst.

— Im Westen Berlins, in der Viktoriastraße, ist wieder ein neuer Kunstsalon eröffnet worden. Die Besitzer, Bruno und Paul Cassirer, haben zugleich einen Kunstverlag eingerichtet, der als erstes Werk eine ausgezeichnete gelungene Mappe mit kleinen Radirungen Liebermann's herausgebracht hat. Die eigentlichen Ausstellungsräume sind einfach gehalten. Nur ein Lesezimmer ist von van de Velde eingerichtet; auch dieses ist sehr einfach, aber durch die gediegene, harmonisch durchgeführte Dekoration das beste moderne Zimmer, das wir bisher in Berlin gesehen haben. Eine in schönem Roth gewachsene Holzbelegung bedeckt die Wände bis zu etwa Manneshöhe, die übrige Wand ist in dazu passendem Grün gehalten, und zu der glatten weißen Decke leitet ein mit Stuckornamenten verzierter Fries über. Ein mächtiger Tisch, Stühle, ein offener Bücherschrank, die Beschläge dazu, alles in den soliden Konstruktionsformen van de Velde's, und ein prachtvoller Ofen mit grünen Kacheln ergeben durch den einheitlichen Charakter ihrer dekorativen Linien ein gut gestimmtes Ensemble. Es ist z. B. äußerst interessant zu beobachten, wie die ornamentalen Linien der Paneele in den Motiven des Stuckfrieses wieder aufgenommen und abgevarnelt werden. Die Ausstellung selbst vereinigt drei Künstler, die zu den besten unserer Zeit gehören, Degas, Liebermann, Meunier. Von den letzteren beiden ist an dieser Stelle schon oft gesprochen worden. Von Liebermann sind ein paar Werke ausgestellt, die zeigen, daß dieser erst ringende Künstler noch immer fortschreitet: die „badenden Jungen“ und der „Schweinemarkt“. Ein in seiner leichten Farbengebung hervorragendes Werk ist das erste: Eine Strandszene. Hinten ziehen sich schwere graue Wollen herauf, vorn trifft die Sonne mit fast stehendem Glanz die Zungen, die lustig im Meere herumplätschern, während andere sich schon am Strande wieder aufleiden. Das Bild ist von einer hohen Schönheit des Tones, vor allem in dem schillernden Grün des Meerwassers. Von besonderem Reiz sind die zahlreichen Handzeichnungen und die Radirungen, die in der Unmittelbarkeit und Lebendigkeit ihrer Wirkung über den ausgeführten Bildern Liebermann's stehen. Unter den von Meunier ausgestellten Werken, die fast alle hier noch nicht zu sehen waren und alle Zeugnisse seiner großen Kunst sind, fallen die Reiterbilder auf, ein „Krabbenfischer“, der bergan, ein Arbeiter, der bergab reitet, und eine „Waltze“ in kühnster Bewegung. Es ist eine Leistung der jungen Unternehmung, daß sie eine ganze Anzahl von charakteristischen Werken von Degas, dem Künstler, von dem so viel geredet wird und sonst so wenig in deutschen Ausstellungen zu sehen ist, zusammengebracht hat. Aus den verschiedenen Perioden seines Schaffens sind Proben da, so daß man ein Bild seines Entwicklungsganges erhält. Es ist „L'art pour l'art“, die Degas kultiviert, von einem ungeheuer gesteigerten Raffinement der Farbe und einer sprühenden Lebendigkeit in der Wiedergabe der momentanen Bewegung. Sein Stoffgebiet ist sehr eng und eindeutig, „Szene vom Ballet“ und „Badende“ oder „Bei der Toilette“ sind die sich stetig wiederholenden Titel. Eins ist besonders hervorzuheben: Niemand vor Degas hat die Papiertechnik mit solcher Meisterschaft geübt wie er. Von Bildern, in denen er diese Farben ganz im herkömmlichen Sinne ineinander verrieb und einen löstlich-düftigen Glanz erzielte, ist er später zu einer Technik übergegangen, in der er nur noch wie mit Kreide in großen Strichen arbeitete; und je skizzenhafter er wurde, um so lebendiger, unmittelbarer wirkte seine Darstellung der oft außerordentlich komplizierten Bewegungsmotive, um so mehr steigerte sich der prädelnde Reiz seiner Farben. —

### Volkskunde.

— In der Oktoberagung des Vereins für Volkskunde sprach Dr. Max Bartels über „Zwei merkwürdige Kreaturen“. Gemeint sind der Maulwurf und die Fledermaus, deren absonderliches Leben, bei dem einen unter der Erde, bei dem andern nächtens in der Luft, der Phantasie des Volkes mancherlei Nahrung gegeben hat. Viele Ueberzeugungen zeigt der Aberglaube, der sich an die beiden Thiere knüpft. Beide gelten als Todesboten, aber auch als Verkünder bevorstehenden Glücks. Zu diesem Ause ist der Maulwurf wohl gekommen, weil er dem Volke als ein erfolgreicher Schatzgräber erscheint, während es sich bei der Fledermaus um unralte, und aus China überkommene Ueberlieferungen handeln dürfte. Dort heißt die Fledermaus Fee, welches Wort gleichzeitig „Glück“ bedeutet und so ist dort das Bild der Fledermaus zu dem Symbole des Glückes geworden. In der Volksmedizin haben beide Thiere weite Bedeutung gewonnen. Es werden sowohl die ganzen Thiere als auch einzelne Theile von ihnen als Heilmittel gebraucht, und zwar sowohl in Form von Medikamenten wie auch als Amulette. Man will sowohl Krankheiten mit ihnen bekämpfen als auch dem gläubigen Träger allerhand Vortheile zuwenden. Als Liebeszauber und Liebesorakel dient der Maulwurf nicht, umso mehr aber die Fledermaus. In hohem Ansehen stehen beide Thiere als zuverlässige Wetterpropheten. Auf die erotischen Fledermäuse, an die sich der Vampyr glaube knüpft, ging Redner nicht näher ein. Der zufälligen Begegnung mit den beiden Thieren wird natürlich im Volke auch große Bedeutung beigelegt, und sogar das Träumen von ihnen hat prophetischen Werth. Nach dem Glauben der Zigeuner ist die Fledermaus aus einem Kusse des Teufels entstanden. Vom Maulwurfe werden auch die aufgeworfenen Hügel zu allerhand Zauberei verwendet. Endlich gedachte Redner noch des Aberglaubens, daß die Fledermaus dem in die Haare fliegt, der sich abends unbedeckten



Hauptes im Freien aufhält. Auch als Bau-Opfer muß das Thier dienen, und weit verbreitet ist der Brauch, sie an die Thore der Städte zu nageln. Hier dient sie wahrscheinlich als ein Mittel zur Verschreckung von Dämonen. Die Sizilianer halten sie selbst für einen Dämon. Sie fangen sie unter besonderem Gesange, um sie dann zu kreuzigen und zu verbrennen. — (L. Boss. Jtg.)

**Aus der Pflanzenwelt.**

kv. Die Schoten des Johannisbrothbaumes sind überall eine Delikatesse für die Kinder; aber in den südeuropäischen Ländern besitzen sie auch nicht unerheblichen wirtschaftlichen Werth, da sie nicht nur der ärmeren Bevölkerung als Nahrungsmittel dienen, sondern auch ein ausgezeichnetes Futter für Hansthiere, Schweine, Kühe und Pferde bilden. Ueber Triest allein werden davon jährlich für ca. 2 Millionen Mark ausgeführt. Ein Bericht von Reville-Moise über die Kultur des Baumes, der etwa die Größe eines kräftigen Apfelbaumes hat, enthält viel interessantes Material. Hiernach gedeiht der Baum im Mittelmeergebiet an vielen Orten, wo nichts anderes wächst. In Neapel sät man die Samen im Februar-März aus und im November setzt man die stärkeren Sämlinge in Töpfe; die fünfjährigen Bäumchen sind zum Auspflanzen ins Freie geeignet. In die Zwischenräume bringt man zuerst noch Gartengewächse. Ist das Bäumchen erstarkt, so wird es durch Pfropfen oder Okulieren veredelt; die beiden besten Arten heißen „Honigbeutel“, die eine giebt lange, schmale, die andere kurze, breite Schoten. Die veredelten Bäume bringen in der Regel nur weibliche Blüten hervor, die nicht veredelten meist männliche. Allerdings kommen auch immer einzelne Blüten mit beiden Geschlechtern vor. Wo aber die männlichen Blüten vorwiegen, da kann natürlich von einer lohnenden Ernte keine Rede sein. Der Hauptdistrikt der Johannisbrothfruchtkultur in Italien ist die Gegend um Bari am Adriatischen Meere. Dort sieht man den Baum in jedem Garten, häufig auch auf den Bergen. Nahe den Ruinen von Paestum giebt es eine Allee von Johannisbrothbäumen, die wohl einzig dasteht. Der größte der Bäume hat einen Stammumfang von 82 Zentimetern, ist 18 Jahr alt, besitzt eine Krone von 6 bis 7 Metern Durchmesser und ist 4 bis 5 Meter hoch. Jeder der dicht belaubten, immergrünen Bäume giebt jährlich etwa 50 Kilogramm Schoten. Die ausgedehntesten Pflanzungen finden sich bei Licosa und Trestina, wo zusammen ca. 8500 Bäume in Kultur sind. Diese Kultur breitet sich über die unfruchtbaren Hügel Italiens immer mehr aus. —

**Astronomisches.**

—ss.— Eine Weltenzählung in Sternhaufen. Die Zahl der Weltkörper in den sogenannten Sternhaufen ist zuweilen, zum Beispiel in dem berühmten Sternhaufen des südlichen Sternbildes des Centauren, so groß, daß der Mensch eine Zählung vorläufig vollkommen aufgeben muß, dagegen sind Sternzählungen an mehreren Stellen des Himmels mit einigermaßen übereinstimmendem Erfolge vorgenommen worden. Der bekannteste aller Sternhaufen sind die Plejaden, in dem das bloße Auge 5 bis 6 Sterne unterscheidet, während das Fernrohr viel mehr helle Punkte zur Beobachtung bringt. Man sollte nach dem Muth, den dieser Sternhaufen genießt, glauben, daß er auch bezüglich der Sternzahl einer der bedeutendsten wäre, es ist aber durchaus nicht der Fall, wie einige Sternzählungen in dem Himmelsgebiet der Plejaden ergeben haben. Neuerdings hat der amerikanische Astronom Professor Bailey mit dem großen photographischen Fernrohre der Harvard-Sternwarte in Cambridge (Vereinigte Staaten) das Siebengefüß in einer sechsstündigen Aufnahme photographirt und die erhaltene Photographie nachher noch vergrößert. Er stellte die erhaltene Platte, in deren Mittelpunkt der bekannte Stern Alcyone, der Westmittelpunkt des alten Astronomen Mädler stand, in 144 Quadrate von je zwei Bogeminuten Seite. Nach dieser Anordnung war es keine so große Mühe, die auf der Platte erhaltenen Sterne zu zählen. Bailey fand auf derselben 3972 Gestirne, so daß auf jedes der kleinen Quadrate im Mittel 28 entfielen. In denjenigen Quadraten jedoch, in denen die hellsten Sterne des Sternbildes enthalten waren, war die Sternzahl noch etwas geringer. Die genannte Zahl von fast 4000 Sternen auf einer Fläche von zwei Quadratgraden des Himmels mag ja nun dem Laien gewaltig genug erscheinen, ist aber im Verhältnis zu dem, was der Astronom von einem Sternhaufen erwarten sollte, geringfügig zu nennen. Nicht nur die Milchstraße übertrifft an Menge der sichtbaren Sterne die Gegend des Siebengefüßes um das vielfache, sondern auch andere Himmelsgegenden in der Nachbarschaft des letzteren sind weit sternreicher, so daß man schließlich zu der Ansicht gelangen wird, die Plejaden seien trotz ihres glanzvollen Aussehens ein verhältnißmäßig sternarmer Himmelsstheil. Als Beweis dafür mag eine andere Zählung dienen, die an derselben Sternwarte in einem Theile des südlichen Sternbildes des „Schiff Argo“ vorgenommen wurde. Hier wurde die Umgebung des Sternes „Eta Carinae“ in vierstündiger Aufnahme photographirt und die Zählung gab auf einer Fläche von 5 Quadratgraden insgesammt etwa 250 000. Nur sind freilich noch zwei Umstände zu beachten, die den alten Auf der Plejaden einigermassen zu verteidigen geeignet sind und die ziemlich bestimmte Vermuthung erwecken, daß dieser Sternhaufen weit mehr Sterne enthält, als nicht nur das

menschliche Auge, sondern auch die photographische Platte wahrnehmen kann. Einmal nämlich sind, wie jeder Himmelskundige weiß, im Siebengefüß besonders viele hellere Sterne zusammengedrängt, und der Lichthof, der diese umgiebt, mag zahlreiche kleine Sterne in ihrer unmittelbaren Nachbarschaft verdecken. Außerdem hat man dort droben zahlreiche Nebelflecke entdeckt, und man könnte auf die Annahme kommen, daß dieselben manche Sterne verdecken, falls sie der Erde näher stehen und nicht ganz durchsichtig sind. Aber auch wenn die Nebelflecke im Siebengefüße nicht in dieser Weise fertige Weltkörper dem menschlichen Blick entziehen, so sind sie doch gewissermaßen ein Wechsel auf die künftige Erscheinung solcher, denn die Nebelflecke sind für den Astronomen unfertige Welten, die sich allmählig zu dem verdichten, was wir als Sterne bezeichnen. Endlich sei noch erwähnt, daß auch der russische Astronom Stratonoff vor einiger Zeit in den „Astronomischen Nachrichten“ eine Mittheilung über Photographien der Plejaden veröffentlicht hat, und daß er bezüglich der Sternzahl dieser Himmelsgegend zu einem ganz ähnlichen Ergebnis gelangt ist wie neuerdings der amerikanische Astronom. —

**Technisches.**

b. Glas, das die Wärme nicht durchläßt, kann man wie die „Glasindustrie“ angiebt, erhalten, wenn man 70 Theile Sand mit 25 Theilen Kaolin und 35 Theilen Soda zusammenschmilzt. Eine aus so zubereitetem Glase gefertigte Platte von 7 1/2 Millimetern Dide ließ nur 11 bis 12 pCt. der Wärme hindurch, die eine Gasflamme ausstrahlte. Dieses Glas würde sich daher sehr gut zur Herstellung von Zylindern, besonders für Tisch- und Arbeitslampen, eignen. —

**Humoristisches.**

— Gemüthlich. Lehrer: „Aber Pepi, was fällt Dir denn ein? Die Schule geht um acht Uhr an, es ist schon neun Uhr und Du kommst jetzt erst!“  
Schüler: „Gelt, da schaust!“ —  
— Vorsichtig. Kellnerin: „Jetzt sollten's doch heimgehn, Herr Wurstler, d' Frau wird schon lang warten!“  
Herr Wurstler: „Na wart i halt do lieber no so lang, bis daß's nimmer wart.“ —  
— Ein Geschäftsman. „Die Fabrikation Ihres „Nähr-Kakaos“ für schwächliche Kinder haben Sie wohl ganz eingestellt, nachdem sich derselbe so schlecht bewährt hat?“  
Erfinder: „I bewahre, aber ich empfehle ihn jetzt für Fettleibiger!“ —

**Vermischtes vom Tage.**

— In dem Inserattheil der in Hagen erscheinenden Zeitungen findet sich folgende von einer Frau ausgehende Ehrenerklärung: „Die über Herrn B. G. verbreiteten Verleumdungen nehme ich hiermit zurück, da ich dieselben vollständig aus der Luft gegriffen habe. Im Anschluß hieran erkläre ich, daß ich ein verlogenes Subjekt, nicht werth bin, daß mich die Sonne bescheint.“ —  
— Zwei Knaben legten zwischen Osnabrück und Evershaide auf das Bahngelände schwere Steine, um den Zug zur Entgleisung zu bringen. —  
— Auf dem Bahnhof Blankenburg erschöß ein Arbeiter die Frau eines Schachtmeisters. —  
— In Leipzig-Vollmarsdorf brohete ein Kaufmann im Scherz, einen Arbeiter mit einem langen spitzen Messer, das er beim Abendbrot benutzte, zu stechen. Er holte aus, und in demselben Augenblick fuhr der Bedrohte in Folge einer unglücklichen Wendung in das Messer. Die Spitze drang ihm ins Herz. Er starb nach wenigen Minuten. —  
— Beim Hedenischeeren bückte sich ein 13jähriger Knabe in Gebelsberg so tief, daß er mit der Nase in die Hedenischeere gerieth und sich die Nasenspitze abschnitt. —  
— Seinen Vater hat in Widenrode bei Staffel ein Arbeiter mit der Holzgast ermordet. —  
— In Wozzen wurde ein Zirkusdirektor in der Manege von einem ausschlagenden Schilfsperde so unglücklich in der Magen-gegend getroffen, daß er nur noch einige Schritte machte und dann todt zusammenstürzte. —  
— In Salerno versuchte eine junge Lehrerin die Frau und die drei Kinder eines Seegers, in den sie verliebt war, mit Atropin zu vergiften. Sie steht außerdem im Verdacht, den Tod ihrer Mutter, die diese Liebeshandlung mißbilligte, herbeigeführt zu haben. Die Mutter starb vor vierzehn Tagen unter Vergiftungs-symptomen. —  
y. Der Dampfer „City of Bristol“, der am 26. September von Swansea (England) nach Rotterdam abgegangen ist, hat seinen Bestimmungsort bisher nicht erreicht und gilt mit seiner 24 Mann starke Besatzung als verschollen. In Freshwater-Weslbay ist ein Boot mit dem Namen dieses Schiffes an Land getrieben. —  
— Der aus Sierra Leone heimkehrende Dampfer „Galabar“ ist bei Great Passa (Liberia) gestrandet. Verlust an Menschenleben ist nicht zu beklagen. —